

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1940

1 (7.1.1940)

Der Führer

AM SONNTAG

Sonntag, 7. Januar 1940

Folge 1 / Jahrgang 1940

Winterreise durch den Schwarzwald vor 400 Jahren

NACH EINER SCHILDERUNG DES DICHTERS Jörg Wickram

Ohne viel Bedenken können wir uns heute auch zur Winterreise auf Reisen begeben. Breite Tausende sind es nicht allein, die eine weite Urlaubsreise zu den schönen Winterportplätzen antreten und in der frischen Luft der Berge und Höhen in der einsamartigen Schönheit und Klarheit einer Schneelandschaft Erholung suchen. Das schnelle Dampfboot der Eisenbahn bringt uns vom Morgen zum Abend in ganz andere Landschaften mit anderen Menschen. Nicht immer waren solche Reisen Vergnügungsfahrten. Noch zur Zeit unserer Großeltern war eine Fahrt mit der Postkutsche im Winter alles andere, denn ein Vergnügen. Aber welchen Zwischenfällen und Gefahren ein Reisender vor 400 Jahren ausgesetzt war, das es wagt, durch ein von Frost und Schnee starrendes Gebirge zu wandern, davon werden wir uns heute nur noch schwerlich ein Bild machen können.

Eine solche Winterreise durch den Schwarzwald schildert der in Colmar im Elsass geborene, zuletzt in Bursfelde am Kaiserstuhl lebende Dichter Jörg Wickram in seinem 1555 zu Straßburg i. G. erschienenen „Dialogus“ gegen das mächtige Hauptplaster der Trunkenheit. Jörg Wickram gilt als der Verfasser des ältesten deutschen Romans und durch seine auch heute noch lebendig wirkende

Weg, man sah keine Bahn und keine Fußtritte, und bald fing es an weiter zu schneien. Dazu kam noch ein heftiger Wind, der dem Dahinschreitenden den Schnee ins Gesicht trieb und es unmöglich machte, die Straße und die Landschaft zu erkennen. So trieb es das Wetter mehr als einen halben Tag lang, während man bis über die Knie im Schnee wadete. Schließlich tat sich der Himmel etwas auf, was bei dem Wanderer gute Hoffnung erweckte. Zuletzt ging es durch den Wald, und dann sah man ein altes Kirchlein am Wege stehen. Das mühsame Waten durch den tiefen Schnee hatte der Gesellschaft Hunger und Durst gemacht. Der Erzähler erinnerte sich der mitgenommenen „Fläsch“ mit Wein und teilte sie mit seinen drei Gefährten; ein anderer tat das gleiche mit dem wenigen Brot, das er bei sich hatte. Als sie an dem zerfallenen Kirchlein vorbei waren, fanden die Reisenden einen gebahnten Weg, auf dem Ochsen vorher Holz geschleift hatten, und da waren sie nun endlich auf dem Brandsteig, der hinaus nach Schiltach führte. Dort traf man einen Wirt, „treu, mild und aut“, der ihnen tüchtig aufsticht, so daß sie alles Leids vergaßen. Nach dem trefflichen Nachtimbiss war der Dichter so müde, daß er zu schlafen wünschte und den Wirt bat, ihm sein Zimmer zu weisen. Er hätte nichts mehr schaffen können, bemerkt er dabei ausdrücklich. Jörg Wickram hat also auch auf Reisen sonst wohl die Feder nicht raufen lassen! Bald fielen ihm die Augen zu, und er versank in einen tiefen Traum, dessen merkwürdigen Inhalt der Dichter danach erzählt. Das Erlebnis des Tages wird im Schlaf weitergesponnen. Wieder war der Dichter im tiefen Schnee, aber diesmal ganz allein, und es war finstere Nacht.

Er kam zu dem halbzerstörten Kirchlein, aber jetzt starker Rauch daraus empor, und Feuerstein fiel auf die Straße. Der Traumwanderer wurde von einem großen Schrecken erfaßt, schlich aber doch vorsichtig und ängstlich dem Eingang näher, um zu sehen, ob er sich an dem Feuer nicht die vom Frost fast erharteten Glieder wärmen könnte. Seine Furcht ließ ihn an Mörder denken, die dort haunten. Aber als er endlich mutig in das Innere der Kirche schaute, erblickte er am Feuer einen Mann, der aus einem Buch vorlas, das er auf den Knien hielt. Das war ein Klausner, der in der Nähe sein Brudershaus hatte und mit zwei Kriegen gekommen war, aus dem dort befindlichen Brunnen Wasser zu schöpfen. Er las einem Holzhauer, der bei ihm saß, aus dem Buch vor, und nun sagte der Dichter Mut und begrüßte die beiden mit freundlichen Worten. Zunächst waren die Männer über den unerwarteten Besuch sehr verwundert, bis sie der Eindringling beruhigte, er sei wie sie ein Christ und habe sich im Wald verirrt. Da lud ihn der Klausner ein, sich niederzusetzen und bot ihm ein Trunk Wasser an, aus seinem Krug und dazu einen Bissen Brot. Das Wasser aber lehnte der Dichter dankend ab mit der Erklärung, er habe noch eine Flasche Wein bei sich, den ziehe er dem Wasser vor.

Aus diesem einleitenden Gespräch entwickelt sich darauf eine eingehende Disputation über das Trinken, wobei der Klausner die schädlichen Wirkungen des Becherlupfens betont, der Dichter aber einen anten Trunk verteidigt. Dieser Dialog, der den wesentlichen Inhalt des Büchleins ausmacht, wird mit großem Aufwand von historischem Wissen und von Bibelfestigkeit geführt, und der wichtige Trunk, den der Dichter im Traum ausgießt ist, der er erklärt, bei der Sündflut habe das Wasser mehr



Die jüngsten Abfahrtsläufer

Aufn.: Edi Sohler, Linden-Verlag

Schaden unter den Menschen angerichtet als jemals der Wein! Der Traum geht schließlich in die Wirklichkeit über: aus seinem tiefen Schlaf erwacht der Dichter und befindet sich wieder in Schiltach in dem behaglichen Gasthaus. Mehr als das breite, von vielen frommen Betrachtungen durchdrungene Zwiegespräch über das Hauptplaster der Trunkenheit wirkt auf uns heutige Leser die von einem eigenen Erlebnis getragene Schilderung der winterlichen Wanderung durch den Schwarzwald. Zwar bemerkt man darin keinerlei Sinn für die Eigenart und Schönheit der Gebirgslandschaft; zu derartigen Empfindungen kam man erst im Ausgang des 18. Jahrhunderts, als der Schweizer Dichter Haller durch sein Gedicht „Die Alpen“ die Empfindlichkeit für Naturschönheit gebildet hatte. Die wunderbaren Reize einer schneebedeck-

ten Gebirgslandschaft wurden viel später, eigentlich erst durch das Aufkommen des Winterports für die Naturfreunde richtig erschlossen. Wickram betont dagegen in seiner winterlichen Schwarzwaldreise vor allem die Vergnügen und die Befahren, die sich seinem Begleiter entgegenstellten. Bemerkenswert ist das Lob, das der Dichter der Schwarzwälder Gastlichkeit spendet, und die Anerkennung des Guten, das die Wirte dort zu bieten haben. Er gedenkt auch der geeigneten Weinlagen des Oberrheins, des Elssasses, des Rheins und Frankensandes, des Breisganes und des Bodensees, wozu mancher Schwab gar nicht reifen würde, wenn der Wein nicht wäre. So meldet sich in dem Dichter, der in Schiltach im tiefverschneiten Schwarzwald träumt, seine rheinische Heimat mit ihrer edlen Gabe, die er tapfer verteidigt. Franz Hirtler.



Verschnittene Schwarzwaldtannen

Aufn.: Ruth Hallensleben, Bavaria

Schwanzkammung „Das Kollwagenbüchlein“ als der Ur-ahn aller alemannischen Kurzgeschichtenerzähler. Wenig ist vom Leben dieses Mannes bekannt, sein Charakterbild erschließt uns aus einer Anzahl von zufällig durch seine Schriften überlieferten Einzelheiten, wozu auch der kurze Bericht einer Reise gehört, die der Dichter kurz vor Weihnachten im Jahre 1550 von Dorn im Neckar nach Schiltach unternahm. Es handelt sich nach ausdrücklicher Erklärung Wickrams um die größte Reise seines Lebens, und dieses außerordentliche Erlebnis gab ihm den Stoff zu der Einleitung seines gegen das Lafer des Trunkens gerichteten, ebenso kurzweiligen wie belehrenden Büchleins, das ganz in herzhaften Knittelversen geschrieben ist.

Im „Zubehöhr“ 1550 war es, so erzählt der Dichter, der damals Ratshausen in Colmar war, als er bei einem Wetter, das er als „reifend, windig, kalt“ bezeichnet, von Dorn nach seiner Heimat zurückkehrte. Erliche gute Freunde gaben ihm eine große Strecke weit das Geleit durch tiefen Schnee. Bald fand man Gesellschaft, es mußten Leute aus der dortigen Gegend gefunden sein, die die Reisenden zu einem guten Mahl einluden. Man sah bei einem dieser Freunde zu Haus und lebte fröhlich und „im Sauss“ bis über die Mitternacht hinaus bei einem guten Tropfen, den man sich immer wieder zutrauf. Davon wurden alle trunken; erliche fielen dabei unter den Tisch und schliefen dort bis zum Morgen. Um jene Zeit waren derartige Vorgänge nichts gerade Auffälliges oder Besondere; es war eine übliche Epoche, in der das tägliche Leben sich zur Trunkenheit weit verbreitet war. Jörg Wickram war in dieser Nacht noch so sicher auf den Beinen, daß man ihm ein „gutes Gemach“ anweisen konnte, worin er im Bett schlief, bis der Tag anbrach. Eingehend schildert er den Zustand, in dem er sich nach dem Erwachen befand: ihm war an allen Gliedern weh, Herz und Saugt bedeten ihm, er mußte nüttern viel kaltes Wasser trinken, litt an Schwindel und gina watschelnd herum wie eine Gans. Das kam davon, daß er in der vergangenen Nacht so gut Wein getrunken hatte, argumentiert er in solchen Ratschlägen sehr gut orientierte Dichter.

Aber bald wurde ihm von den freundlichen Schwarzwäldern schon wieder der Tisch bereitet. Wäldern und Fisch gab es, die Waden der reif und farschreichen Gebirgslandschaft. Dann verabschiedete sich der Wanderer und zog weiter heimwärts. Gänzlich verqu coast war der

Der fünfte Fall

Von Hans Breiteneichner

„Das ist nun schon der fünfte Fall, den ich beobachtet“, erklärte Herr Surik erregt. „Dah für Jahr verbringe ich an diesem Ort, im gleichen Hotel meine Ferien, und jedesmal erlebe ich dasselbe: Herr Tatmanlie, den Sie jetzt dort drüben im Kreis der vielen jungen Männer sehen — ich glaube, er kommt aus Genoa — kann es nicht lassen, sich immer wieder aufzuspielen. Hören Sie nur, was er jetzt wieder sagt!“

Der von Herrn Surik bezeichnete, sprach mit einer lauten, wohlklingenden Stimme: „Morgen kommt Marina, ihr werdet stammeln, wie nett sie aussieht. Aber nicht allein nur ihre Schönheit ist außergewöhnlich, auch in allem anderen ist sie das Idealbild eines Mädchens, wie jeder von uns sich seine Frau wünscht. Wie kommt ein solches Wort über ihre Lippen, und was ihre Treue betrifft, so kann ich euch versichern, daß sie keinen anderen, außer den, den sie liebt, auch nur ansieht.“

Die Umstehenden stießen sich gegenseitig mit den Ellenbogen an. „Ihr zweifelt?“ fragte Tatmanlie verlost, zugleich mit einer Handbewegung tieferer Verächtlichkeit. „Hört zu, keiner von euch wie ihr jetzt dachtet, in euren angelegenen Stellung und den sonstigen Vorzügen, die ich von euch kenne, wird Marina jemals auch nur für eine Minute lang den Kopf verdrehen können!“

Herr Surik wandte sich wieder zu mir: „Haben Sie es nun gehört, wie herausfordernd dieser Tatmanlie spricht, wie überlegen er sich fühlt?“ „Vielleicht hat er wirklich Grund dazu?“

„Nein!“ erwiderte Herr Surik bestimmt. „Denn dieser Tatmanlie ist gerade was Frauen betrifft, der größte Pechvogel, den ich jemals kennen gelernt habe. Ich sagte Ihnen bereits, daß dies nun schon der fünfte Fall ist, den ich beobachtet. Viermal schon sah ich in den letzten Jahren Herrn Tatmanlie mit jeweils einem anderen Mädchen hier erscheinen. Jedesmal präbste er den zufällig anwesenden jungen Männern gegenüber damit, daß niemals ein anderer dem Mädchen dies sein könne, was er ihm sei, und viermal hat er bis jetzt Unrecht gehabt, mußte er wieder allein abziehen.“

„Und Sie glauben, daß der arme junge Mann, nach dem, was er soeben sagte, sogar ein fünftes Mal Pech haben wird?“

„Ich bin überzeugt!“ prophezeite Herr Surik.

Das Mädchen Marina war nicht so schön, wie man es nach Tatmanlies Worten erwartet hätte. Sie besaß auch keinerlei andere sichtbare Vorzüge, die vor einem neutralen Beobachter das große Interesse hätten rechtfertigen können, das der Neugierigen von allen jungen Männern des Hotels entgegengebracht wurde.

„Sehen Sie nur, wie jeder einzelne dahinter her ist, auch nur einen einzigen Blick des Mädchens aufzufangen“, flüsterte Herr Surik leise. „Und das kommt nur davon, weil dieser Dummkopf von Tatmanlie ganz unüberwindlich nichts anderes zu tun gewußt hat, als die ganze Gesellschaft halb verrückt nach dem Mädchen zu machen!“

Wenige Tage später empörte sich Herr Surik aufs neue:

„Und die eitle Selbstgefälligkeit, die dieser Mann besitzt! Jeder andere an seiner Stelle würde ängstlich darüber nachdenken, daß Marina keine Verbindung mit den Rivalen bekommt. Er, Herr Tatmanlie aber, läßt es sogar geschehen, daß sich das Mädchen bald mit dem einen, bald mit dem anderen jungen Mann nicht nur unterhält, sondern mit ihnen auch allein ist. So überzeugt ist er davon, daß ihm von seiner Seite auch nur die geringste Gefahr droht!“

Und eines Morgens war es dann wirklich so weit. Der Portier verriet es uns: Fräulein Marina war über Nacht verschwunden, abgereist. Nicht allein. Jedoch ohne Herrn Tatmanlie.

Wir trafen den Bedauernswerten beim Frühstück, und Herr Surik konnte nicht umhin, ein Gespräch zu beginnen:

„Sie erinnern sich doch, Herr Tatmanlie, ich war zufällig immer anwesend, wenn Sie das Unglück hatten, von Ihren Freunden hintergangen zu werden. Heute war es das fünfte Mal! Verzeihen Sie, wenn ich so mit Ihnen spreche, aber ich kann es wirklich nicht mehr mitansehen, wie Sie sich weiterhin nur durch Ihre eigene Ungeschicklichkeit Schaden zufügen. Müßen Sie denn immer die anderen immanen Männer geradezu herausfordern, ihnen das Mädchen, das Sie lieben, streitig zu machen?“

Herr Tatmanlie lächelte. Ja, er lächelte wirklich. „Vielen Dank für Ihre Teilnahme“, antwortete er. „Sie haben ganz richtig beobachtet: Marina war der fünfte Fall. Aber sie war zugleich auch das letzte Mädchen, das ich in diesem Hotel eingeführt habe.“

Herr Surik atmete befreit auf.

„Insgeheim habe ich fünf Schwestern“, fuhr Herr Tatmanlie zufrieden fort. „Und weil meine Mutter Angst hatte, sie nicht rechtzeitig unter die Haube zu bringen, habe ich mich ihrer angenommen, um sie mit nachkommen der von jungen Männern entführen zu lassen.“

Nur getreue Sohn

von Stry zu Guleburg

Von zwei Beamten wurde Michael in den Gerichts-
saal geführt. Er hielt den Kopf gesenkt. Im Augenblick,
als er an der vorbereiteten Anklagebank vorbeiging, hörte
er ein atemberaubendes Geräusch. Nicht hoch er den Kopf,
vor ihm sah alt und gebogt seine Mutter. Michael wollte
nicht mehr weitergehen. Aber bevor er den Mund zu
einem einzigen Wort öffnen konnte, wurde er hart vor-
wärts geschoben, der Anklagebank zu.

Wie aus weiter Entfernung hörte er die Stimme des
Richters. Name, Geburtsort und Datum, sein Beruf:
Geschäftsreisender; dies alles und noch mehr wurde genau
verlesen. Michael achtete nicht darauf, er dachte nur an
seine Mutter. Wohl hatte er ihr vom Gefährnis aus
geschrieben und ihr auch den Tag genannt, an dem er
vor dem Richter stehen würde. Nicht mit dem leisesten
Gedanken aber hatte er daran gedacht, daß die alte Mut-
ter aus einer Entfernung von über zwei Tagen Bahn-
fahrt herbeikommen könnte. Ihr unerwarteter Anblick
hatte ihn erschüttert.

Inzwischen hatte eine andere Stimme, die des Staats-
anwaltes, zu sprechen begonnen. Michael wurde beschul-
digt des schweren Raubüberfalles in Verbindung mit
Wirtschaftsverbrechen. Am sonnenhellsten hatte er am
Mittwoch zwei Männern einen Koffer mit wichtigen Kon-
struktionsplänen entnommen, hatte einen der Männer durch
einen Schuß verletzt. Es war ihm gelungen, mit der
Beute zu entkommen. Zwei Tage später konnte er auf
Grund genauer Beschreibungen seines Neuzugers am
Bahnhof verhaftet werden, im Augenblick, als er einen
Zug besteigen wollte. Die Gegenüberstellung ergab, daß
die Überfallenen Michael als den Täter sofort wieder-
erkannt hatten.

„Angeklagter, was haben Sie darauf zu erwidern?“
fragte der Richter laut. Michael war aufgestanden. Sein
Blick richtete sich auf den Richter, er antwortete er-
starrt: „Ich bin unschuldig.“ Dann hob er die Hand, deutete
zur Bank, auf der die Verurteilten saßen. „Wenn Sie mich als den wahren Täter wieder zu erken-
nen glauben“, sagte er laut, „so kann nur eine Verwech-
selung, ein böser Zufall daran Schuld sein.“

Die Zeugen wurden vereidigt. Sie blieben hart dar-
auf bestehen, auch jetzt noch Michael als den Täter deut-
lich wieder zu erkennen.

Dann sollte Michael sein Alibi für die Zeit der Tat
dem Gericht beweisen. Michael gab an, unter den Nach-
wirkungen einer früheren Kopfverletzung an Gedächtnis-
schwäche zu leiden, er konnte nicht einmal sagen, wo er
sich am Tage der Tat aufhalten hatte. Dies brachte
Michael mit klarer, sicherer Stimme vor, aber als er zu
Ende war, führte er selbst ganz klar, daß niemand seinen
Worten auch nur den leisesten Glauben schenke. Seine
Verteidigung war seine Vertuschung. Vor aller Augen
blieb er der Schuldige. In Schwäche schlug sein Kopf
schmerz auf die Brust nieder, dann sank er auf die Bank
zurück. Er war wie gelähmt, konnte nicht einmal mehr
seine Lippen bewegen. Aus starren Augen mit leerem
Blick schaute er vor sich hin. Der Richter wandte sich zu
ihm. Mit einer ruhigen, fast gütigen Stimme ermahnte
er Michael, ein Geständnis abzulegen. Es handle sich
vor allem darum, so führte der Richter aus, daß der
Eigentümer den Koffer mit den wichtigen Plänen zurück-
erhalte. In diesem Falle könne Michael auf ein milderes
Urteil rechnen, denn die Nachforschungen hätten ergeben,
daß Michael keinerlei Beziehungen unterhalte, die auf
eine Verwertung der Beute im Spionagefall schließen
lassen würden. Viel eher sei anzunehmen, daß Michael
aus seiner Bekanntschaft gewordenen materiellen Notlage her-
aus die Tat begangen habe, wohl mehr des Stoffers und
seines unmaßlichen Inhabers wegen.

Nach diesen eingehenden Worten eines menschlich gütigen
und verständnisvollen Richters, zweifelte wohl nie-
mand mehr im Gerichtssaal daran, daß Michael im näch-
sten Augenblick sich selbst durch ein freiwilliges Geständ-
nis seine Lage erleichtern würde.

Es war bekannt, daß Kräfte am Werk gewesen waren,
sich die im Mittelpunkt stehenden Konstruktionspläne un-
rechtmäßig anzueignen. Wenn der Koffer also nicht mehr
zum Vorschein kam, blieb der Verdacht der Spionage,
auch ohne klaren Beweis, auf Michael ruhen.

Michael indes blieb noch stumm. Sekundenlang war
vollkommene Stille im Gerichtssaal.

Als dann plötzlich von der Anklagebank aus eine
faum hörbare Stimme zu reden anfing, wandten
alle erhorcht. Richter und Staatsanwalt saßen mißtrauisch
über die Stimmung der Verhandlung. Ihre Blicke den
Sprechenden zu. Auch Michael hatte den Kopf erhoben.
„Sie ist meine Mutter“, sagte er leise zum Richter.

„Als Zeuge war die Mutter nicht vorgeladen. Sie
redete leise, ohne daß man ihre Worte verstehen konnte.
Der Richter stellte mit erhobener Stimme an sie die
Frage, ob sie irgendetwas, die Verhandlung betreffende
Auslagen zu machen habe.“

Michael antwortete für die Mutter. Er sagte: „Nein!“
Aber die Mutter sprach immer noch weiter. Dabei
weinte sie.

„Bitte, treten Sie vor“, sagte der Richter ein wenig
ungebuldig. Aber als er die Mutter gebückt auf sich zu-
sehen ließ, klein und schwächlich, mit den weißen Haaren,
die nur noch dünn ihren Kopf bedeckten, als er das harte
Zittern ihrer Hände bemerkte, stand er selbst rasch auf.
Er selbst trug für einen Stuhl zu und blieb vor ihr
sitzen, als sie sich wieder setzte.

Die Mutter wandte ihr Gesicht zum Richter auf. Lang-
sam wurde ihr Weinen ruhiger, bis endlich die Tränen
ganz verstiegen waren. Dann redete sie.

Der Gerichtssaal aber war plötzlich kein Gerichtssaal
mehr. Ringsum war alles wie in einer Kirche still ge-
worden. Der Richter stand gebückt und horchte auf die
Worte, ehrfürchtig und fast liebevoll verständnisbereit,
wie nur ein Mensch seinem Mitmenschen, der ältlich
vom gelegenen Alter gezeichnet ist, gegenüberzutreten
kann.

Je länger die Mutter sprach, um so klarer wurde ihre
Stimme, zugleich auch lauter im Ton reiner, gläubiger
Liebe. Von Michael erzählte sie, von seinem Leben und
ihrem Leben und wie Michael stets zu ihr gewesen war.
„Michael“, seinen Namen sprach sie aus so vertrau-
lich, als würden alle im Saale ihren Sohn schon von
Kind an gekannt haben. Ihre hellen Augen in dem
schönen, faltenreichen, milden Gesicht flingen an zu leuchten.
„Der Richter“, sagte sie zum Schluß, „so wahr ich
seine Mutter bin, Michael ist ein guter Mensch, ein an-
derer hat den Koffer genommen.“

Der Richter hob den Kopf. Er war verlegen. Im
Saal blieb es weiter still. Wohl ist es schön, dachte der
Richter, wenn eine Mutter von so weit her kommt, nur
um zu sagen, daß sie ihren Sohn zu keiner bösen Tat
fähig hält; wie aber sollte er dem alten Mütterchen er-
klären, daß vor Gericht weder Worte noch ein guter
Glaube, sondern allein klare Beweise entscheiden können.
Er wandte sich an Michael. „Angeklagter“, sagte er hart
vor dem „Hören ihrer Mutter — sprechen Sie die Wahr-
heit!“ Michael hatte Tränen in den Augen. „Mutter!“
sagte er, nur dies eine Wort. Dann war er wieder
stumm.

Blicklos wurde es wieder laut im Gerichtssaal. Die
Anklage richtete sich unterbrochen. Der Staatsanwalt
nahm das Wort. Die Verhandlung lief weiter. Der Rich-

ter wollte die Mutter zu ihrem Platz zurückführen. Er
überlegte noch, ob man vielleicht die Verhandlung aus-
setzen könne, ein ärztliches Urteil einholen solle über die
angebliche Gedächtnisschwäche Michaels. Die Zeugen
würden trotzdem auf ihrer Aussage bestehen bleiben, aber
man könnte doch auf diese Weise der Mutter erlauben,
bei der Beurteilung zuzugreifen zu dürfen.

Die Mutter sah wieder auf der Anklagebank. Sie
hatte eine Fatale bei sich, und bevor der Richter we-
ging von ihr, übergab sie ihm rasch ein Bündel Briefe,
die er für geschrieben hatte, regelmäßig fast, von hier
und von dort aus, wo er sich gerade auf einer Geschäfts-
reise befunden hatte.

Der Richter verlas, worum ihm die Mutter diese
Briefe gegeben hatte; er wollte daraus erfahren, daß Mi-

Der Marschall und der Hirt

Von Herbert Kurzbach

In den kriegerischen Tagen des Oktober 1806, kurz
vor der Schlacht, die später als die von Jena und Auer-
stedt in die Geschichte eingehen sollte, ergriffen franzö-
sische Quartiermacher in einem Dorfe zwischen Ham-
burg und Jena, verhandelt, ohne Widerspruch zu bul-
den mit dem Schulzen, und schon am Abend hatten die
Bauernhöfe voller Trophäen, in den Ställen lagen
französische Gänse von deutschen Händen geernteter Fut-
ter, und die Bauern selbst, so sie von den westlichen Söld-
nern nicht gesponnen wurden, als Bettler am eigenen
Tisch eines Almosen zu barren, sie gingen bitteren Ser-
vens durch Stall und Scheune, die Käufe in den Taschen,
und Lichter der Dornacht des Reiches.

Am Dorfausgang stehen die Grenadiere auf eine
dürftige Hütte, und da man Tür und Fensterläden ver-
riegelt fand, so schlugen die Kerle, einen Nebel hinter
den Mauern vermutend, so lange auf die Tür ein, bis
sich ihnen die billige Festsung ergab. Doch ward ihnen
nicht der Triumph einer Gefangennahme, sie fanden
nichts vor als erschöpfte Armut und einige Fleischpor-
tionen, doch weil die Dunkelheit bereits einfiel und fürs
erste dem Hunger zu begegnen war, so richteten sich hier
einige der Söldner, weiterer Suche nach Dörfern müde,
für die Nacht ein.

Willest ginge sie bereits ohne Waffe und Kriegs-
rod durch die Räume langten, daß sie nicht wahr-
nahmen, wie die Tür der Kammer knarrend geöffnet
wurde. Auch das nur eine Stimme sprach, flüsternd und
doch machend, ward keinem der Schläfer bemerkt, und erst
als sich ein derber Griff um die Schulter eines des Gren-
adiers legte, fand der Geweckte aus dem Schlafe zu-
rück und rief und schrie in die Dunkelheit hinein, um
Arbeits zu gewinnen über die Umstände des Alarms.
Dahin wurden auch die übrigen wach, sie sprangen vom
Lager, aber noch ehe sie die Kerse zum Leuchten bräch-
ten, hörten sie eilige Schritte aus der Stube stehen und
über den Hof sich entfernen.

Nichts Genaueres als dies wußten sie am nächsten
Morgen ihrem Kommandanten, dem Marschall Varnis,
zu melden, doch fand er hierzu genug Anlaß, um Ge-
fundenes nach dem Besten der Hütte einholen zu las-
sen, und da ihm als solcher ein Schloßhirt namens Born
angegeben wurde, ging gleich eine Abordnung in die
Berge mit dem Auftrag, den Hirten gefangen ins Dorf
zu bringen.

In verächtlichem Hock stand der Greis vor dem
Tische des Marschalls und beantwortete freimütig die
Fragen, die der Dolmetsch ihm vorlegte. Ja, er sei zu,
er sei heute nacht in seine Hütte eingedrungen, und die
Schulter, die er gerüttelt, sei wohl eine französische ge-
wesen. Doch habe er solches im Irrtum verbrochen, in-
dem er angenommen, beide Seiten lägen noch im
Saufe. Inzwischen nun sei ihm ja die Gewissheit ge-
worden, daß ihr Herz sie von selbst wohl dahin getrieben

habe, wohn er sie gedacht hatte. Er las nur wenige
Sätze aus verstreuten Briefen, und konnte nachemp-
finden, wieviel Freude jeder einzelne dieser liebevollen
Briefe der Mutter bereitet hatte. Selbst die Umschläge,
jeden einzelnen Umschlag, hatte sie sorgfältig aufbewahrt.
Wahlos hatte der Richter, in den Briefen geblättert,
fast spielend, Willest aber hielt er inne und stand er-
starrt auf. War es möglich, daß die Mutter, ohne es zu
wissen, für ihre gläubigen Worte von des Sohnes Un-
schuld, sogar einen äußeren sichtbaren Beweis erbringen
konnte?

Der Richter ließ die Sitzung unterbrechen. Ein drin-
gendes Ferngespräch wurde angesetzt. Nach einer ent-
spannen Stunde war die Besichtigung eingeleitet, nach
der Michael am Tage der Tat im Gasthaus eines ent-
fernten Ortes gemohnt hatte.

Ein einziger Brief an die Mutter, mit dem Poststempel
des fraglichen Tages wurde zum Beweis seiner Un-
schuld, rettete ihn aus einer Lage, in die er durch das
tragische Spiel der großen Zufälle auf Erden unentrinn-
bar und ohnmächtig verstrickt worden war.

Richter, Staatsanwalt, Beamte des Gerichtes und
alle, die diese wunderbare Rettung in letzter Sekunde
mitleidlich blicken mußten empfanden, daß auf diese
seltsame Weise die Treue eines Sohnes zu seiner alten
Mutter Verlobung gefunden hat; bei dieser Begeben-
heit, die zum Unterschied von vielen anderen Geschichten
wirklich wahr ist und sich vor kurzer Zeit ereignet hat.

habe, wohn er sie in der Nacht habe schicken wollen, und
er sei frohlich im Glauben, daß sie nun unter den preußi-
schen Fahnen hündel. Der Marschall, betroffen von dem
Stolz, womit der Hirt seine feindselige Gesinnung be-
kundete, erhob sich und ging ein paar Schritte, um seinem
Zorne zu wehren. Doch blieb er plötzlich stehen, als
spräche ein neuer Einfall mit ihm, er betrachtete den Al-
ten von der Seite und ließ anfragen, ob er, der Kenner
der Wälder und Weiden, gegen Freiheit und Lohn einen
Weg ihm zu zeigen bereit sei, auf dem man Gefährte zur
Höhe des Kamms bringen könne. Er wisse schon einen,
gab Born zurück, auf dem es gute Wege schaffen wür-
den; doch würde er ihn niemals einem Franzosen weisen.

Der Marschall lächelte leise auf dieser Abgabe, als sei
er des Sieges sicher. Er pfiff, wie etwas gelangweilt,
durch die Zähne und deutete ihm, daß er sich ja in
populärer Gefangenschaft befinde und in solcher Lage
nichts verfehle, sei, als das Tor zur Freiheit, das man
ihm öffne, im Eigenen wieder zu werfen; worauf wie-
derum der Hirt erwiderte, er könne in seinem Alter sei-
nem Herrn nicht dienen als nur seinem Gewissen. Der
Marschall ließ einen Schimpf aus, rief die Tür auf und
schrie einige Befehle hinaus, und schon bald wurde der
Greis aus der Stube geführt.

Man fesselte ihm die Arme an den Leib und schob
ihn in die Berge hinauf, bis die kleine Herde Schafe er-
reicht war, die ein zeitiges Sündigen umrannte. Hier
wurde ihm nochmals eröffnet, daß der Marschall sein
Leben gnädig auf eine halbe Stunde noch bestimme, auf
eine halbe Stunde der Befreiung. Vor seinen Augen
luden dann die Grenadiere den Tod in ihre Gewehre,
und der Hirt blieb nun sich selbst überlassen.

Die Schafe hielten im Großen inne und Einzelnen
sahen herüber, und der Hund, von den französischen Sien-
feln abgewehrt, jagte winzeln um den Greis, darin sein
Herr gebunden fand. So rannen die Minuten, und die
Pflücker warteten schweigend des Augenblicks, da der
Hirt doch noch nach dem Leben würde greifen. Aber so
tief auch der stehende Ruf seines Hundes und die Angst
der unbehilflichen Herde ihn bewegen mochten, er hielt sein
Herz fest in den Händen, und als schließlich der An-
tritt eines letzten Mal nach seinem Entschlusse fragte, da antwor-
tete der Alte, ohne Zittern in der Stimme, daß es denn
schon sei, die Herde verlasse einen Herrn, als daß sein
Wolf an ihm einen Verdächtig genenne. Damit erhob er
sein bärtiges Angesicht gegen die Silhouette des Waldes,
als lauschte er einem starken Jubelrufe, und die Soldaten
hoben die Hüfte.

Die Schafe peitschten gegen den Hana, die Schafe
brachen erdröht aus, wie von einem Wirbelwinde gejagt
und getrieben, aber der Hund umsprang seinen gekürzten
Herrn und klaffte und heulte, bis auch ihm eine Kugel
zum Schweigen brachte. Mit letzter verächtlicher Kraft
schleppte er seinen Leib an den Hirt heran, spob seine
Rufe zwischen die Striche und fand die Hüfte.

Die schriftstellerischen Arbeiten strebten in Freiburg
zum Gipfel. Freitische konnte in diesem bedeutsamen
Lebensabschnitt von 1808-1806 eine reiche Ernte einbrin-
gen. Die kleinen akademischen Verhältnisse erlaubten
ihm ein größeres Ausmaß des geistigen Raumes, den er
in neuen kühnen Flügen meisterte. Wohl sind die mei-
sten der „Historischen und politischen Aufsätze“ in der
Veispiger Zeit geschrieben worden. Doch das Hauptstück
„Bundesstaat und Einheitsstaat“ wurde in Freiburg
empfangen und vollendet. Der bekannte Nationalökonom
Gustav Schmoller kennzeichnet die Bedeutung dieser
Schrift mit den Worten: „Sie ist der Höhepunkt der gan-
zen publizistischen und historisch-politischen Schule, ohne
deren Hilfe das deutsche Reich nicht anzukam gekommen
wäre.“ Auch die erste seiner herrschenden Verhandlung-
en „Preussische Staatslehre und der Bonapartismus“
sind in Freiburg an. Die Vorbereitungen zu der ge-
nannten Studie „Ganout“, die allerdings erst 1809 erschien,
fielen ebenfalls in diese Zeit.

In die politischen Meinungskämpfe jener die staat-
lichen Verhältnisse von Grund auf ändernden Epoche
trat Freitische mitten hinein. Vor allem war es die
dänische Frage, die damals allenthalben die Gemüter
erregte, und in der er seine Ansichten mit äußerster Tem-
perament vertrat. Im Gegensatz zu seiner früheren
Stellungnahme machte er schließlich in Wort und Schrift
die Sache Bismarcks zu seiner eigenen und unterstützte
den jungen Dozenten in Berlin gegen, von dessen Tätig-
keit an Ort und Stelle er sich ein erfolgreiches Vertragen
seiner politischen Ziele in die öffentliche Meinung ver-
breitete. Doch Freitische lehnte, da er die Bismarcksche
Innenpolitik nicht billigte, und nur seiner Außenpolitik
von ganzem Herzen zugestimmt war, die Aufforderung ab.
Er wollte frei und nur unter der Kontrolle seines eigen-
en Gewissens für die Sache Deutschlands kämpfen.

Wald sollten um Freitiches Tätigkeit als Lehrer der
Universität beständige Stürme entbrennen. Beim Austritt
seines Amtes hand noch in der Veispiger Zeitung zu
lesen: „Die Vorlesungen über neue deutsche Geschichte,
welche Professor von Freitische vor wenigen Tagen in
Freiburg eröffnete, sind in der Tat ein akademisches Er-
eignis zu nennen. Die reiche Fülle des Stoffes, die her-
liche patriotische Gesinnung sind denn auch ganz dazu an-
geboten, diesen Vorlesungen einen festlichen Reiz zu ver-
leihen.“ Das eben war es, die patriotische Gesinnung, die
im Herrlichen Vagen eine ungeschore Verwirrung an-
richtete. Das gesamte Domptier geriet außer Fassung
über die Tatsache, daß auf einer katholischen Universität
zu rühmlichst d e u t l i c h gelehrt wurde. Ein mühses Lei-
stetreiben wurde nun von kirchlicher Seite gegen ihn
entfesselt. Der Erzbischof verbot den katholischen Theo-

Kleiner Büchertisch

Rachendes Handwerk. Von Peter Föddel. Eine Samm-
lung deutschen Handwerkerhumors. 96 Seiten,
kart. 2.80 RM., Vn. 4.20 RM. Hanseatische Ver-
lagsanstalt Hamburg 1939.

Von Peter Föddel, dem wir die Sammlungen „Humor
der deutschen Stämme“ und „Solbathumor“ verdan-
ken, liegt nun eine dritte Sammlung deutscher Heiterkeit
unter dem Titel „Rachendes Handwerk“ vor. Auch dieses
neue Buch enttäuscht uns nicht. Es hält, was Peter
Föddel nach seinen vorliegenden Arbeiten verspricht. In
seinem Buche finden 26 erhabere Jänste ihr beiteres
Konterfei. Große Sorgfalt, weitreichender Ueberblick
und eine besondere Liebe zum Handwerk mühen zu-
sammenkommen, um diese ausgezeichnete Sammlung zu
bemerkenswerten. Alte Schwänke, Grabschriften, Zunft-
lieder, Handwerkerprüche, Spottlieder und Symmen,
Anekdoten, Erzählungen und Gedichte wechseln in der
Wibergabe des einzelnen Handwerkes in dunter Reihen-
folge.

Es sollte nicht nur in Handwerkerkreisen, sondern in
allen Volksschichten größte Verbreitung finden, weil es so
munterbar aus der humorvollen Seele von 26 erhaberen
Jänsten plaudert. Hans-Georg Steinschen.

Schöner Tiroler Sommer. Von Werner E. Hecht. Deut-
scher Alpenverlag, Innsbruck, 72 Seiten mit 60
Aufnahmen. Kunstbrud. RM. 1.80.

Diese Bilderfolge will zunächst ein Buch der Erinne-
rungen sein. Die Sommerfrische froher Urlaubstage
in den Bergen und Täfern Tirols, das Erlebnis herrlicher
Eindrücke der eigenartigen Tiroler Landschaft soll an
Gand dieser Kistbilder festgehalten werden. In Wort
und Bild werden Unterinntal, die Nigebühler Gegend,
das Bilsertal, Wipptal, die Stubai Alpen, Oberinntal,
Dostal, Ledtal und die vielen anderen in aller Welt
bekanntem Bergparadies dieses einmaligen Landes dem
Leser vor Augen geführt und — da er dies oder
jenes aus eigenen Urlaubstagen noch kennt — zur frohen
Gedächtnisstütze. Aber auch jenen, die noch keine Ge-
legenheit hatten, ihre Ferientage in den gewaltigen
Hochgebirgsalpen, auf den sonnigen Almböden und an
den ruhigen und verträumten Seen Tirols zu gestalten,
werden gerne nach dem Buch greifen. Kurze Texte geben
zu den einzelnen Bildern, die nach Tatsachen geordnet
sind, die notwendigen Erläuterungen.

Mit besonderer Sorgfalt ist das Aufnahmestück
herausgehoben und man muß dem Verfasser an seiner
glücklichen Hand gratulieren, mit der er auf wenigen
Seiten einen umfassenden Einblick von Tirol auf das
Papier zu bannen verstand. Da das ganze Buch in
Kunstbrud erschienen ist, kommen auch die 60 Aufnahmen
voll zur künstlerischen Geltung. Hans-Georg Steinschen.

**„Die Hochzeitskatz“, Roman einer jungen Liebe, von Jo-
sef Magnus Wöner. Hanseatische Verlagsanstalt
Hamburg.**

Dieses Buch des bekannten Dichters, das einige Zeit
verraffen war und jetzt wieder neu aufgelegt ist, wird
vor allem jungen Menschen gefallen. Denn es ist ein
durch und durch jugendliches, von jugendlichen Un-
geheim und Ernst getragenes Buch. Es beginnt als frühe
Liebesgeschichte voll Sait und Kraft mit dem richtigen
Denken der Jugend, biegt dann ab in die unruhigen Ver-
wirrungen menschlicher Tragik und endet im absonderlichen
zum wachen und reifen Leben. Daneben finden sich Schild-
erungen und Episoden aus dem Weltkrieg, die sich eben-
bürtig den besten Kriegsbüchern Wöners an die Seite
stellen. Hanns Reich.

**„Am Dienste einer Äbtissin“, Eine Frau kämpft für Ir-
land, von Wald Gonne Macbride. Carl Schün-
emann Verlag, Bremen 1939.**

Eine interessante, unermüdlich tätige Frau erzählt uns
hier von ihrem bewegten Leben und ihrem Kampf
für die Unabhängigkeit Irlands. Die Szenen dieses
Lebens spielen bald in Frankreich, bald in Amerika, wo sie
zutritt hat zu vielen einflussreichen und vermögenden
Kreisen, die ihr im Kampf gegen das britische Imperium
helfen sollen, am häufigsten aber im bedrückten Irland
selber, wo sie aktiv eingreift gegen die brutalen Gewalt-
taten menschlicher Tragik und endet im absonderlichen
zum wachen und reifen Leben. Daneben finden sich Schild-
erungen und Episoden aus dem Weltkrieg, die sich eben-
bürtig den besten Kriegsbüchern Wöners an die Seite
stellen. Hanns Reich.

Kurt Knittel: Große Deutsche Köninnen an der Oberrhein

15. Fortsetzung
Im Kampf mit Andersgesinnten

Alle guten Wünsche für seinen neuen Wirkungskreis
begleiteten den jungen Dozenten, dessen Aufstreten in
Veispig ein politisches Ereignis gewesen war, dessen Rede
in die Herzen der Studenten derart zündete, daß die
Feindverbreiter behaltend mußten, um all die Vegetier-
ten an seiner Rede teilhaben zu lassen. Die Aussicht auf
ausgiebige literarische Arbeit hatte Freitische beno-
gen, den an ihn ergangenen Ruf nach Freiburg anzunehmen.

Ende September 1803 sah ihn die Veispigerstadt wie-
der in ihren Mauern. Er bezog eine hübsche Wohnung
mit einem freundlichen Gartensimmer, von dem aus er
gerade zum Münster hinübersehen konnte. Das akademi-
sche Leben der Albert-Ludwig-Universität zeigte sich
ihm anfangs von der angenehmen Seite. „Für meine
öffentliche Vorlesung über deutsche Geschichte habe ich be-
reits das anatomische Theater nehmen müssen, da sich
Studenten und Pflücker dazu drängen.“ Mit seinem Kol-
legen unterließ er das beste Verhältnis. Mit Wangoldt,
dem Nationalökonom, stand er von Göttingen her auf
zu und zu. Gefinnungsmäßig stimmte er mit Fried-
rich von Weech, dem badischen Geschichtsforscher und spä-
teren Archivar in Karlsruhe, und mit dem Universi-
tätsratmann Frey harmonisch zusammen. Umgekehrt
härter, weil auf der familiären Ebene gelegen, umfing-
en ihn die Beziehungen, die er zur gesellschaftlichen
Elite Freiburgs knüpfen konnte, wobei sein Freund Wil-
helm Klotz eine ausgezeichnete Regie führte. Er brachte
Freitische in das Haus seines Schwiegervaters, des Frei-
herrn von Bodman und öffnete ihm damit den Weg in
die Familien von Zepelin, von Woringen und von Sil-
bern. Eine sehr angenehme Umgebung, für Freitische von
unwiderstehlicher Anziehungskraft, in deren Mitte er
bald zum gemächlichen Gesellschaftler und geschätzten
Berederer aufstieg. Bei den Bodmans fühlte er sich be-
sonders wohl. Er empfand ein helles Glück, indem er
sah, mit welcher tiefem Verständnis die junge Gretchen
Emma ihm begegnete. Ein Schicksal sollte sich hier noch
erfüllen, lebt schon war es dort aufkeimend, aber verbod-
en in den Formen seiner Gesellschaft und zwangloser
Gespräche.

logie seine Vorlesungen und bestimmte die Presse, Maß-
gelänge anzunehmen, in denen Freitische „abwechslend
als Schenker oder als Dummkopf“ gelächelt wurde. Da-
bei stellt der leidenschaftliche Patriot in einem Briefe an
seinen Vater fest: „Widerwärtig ist mir an der Partei
nur wie wenig wirksame Taten sich darunter finden,
neben sehr vielen geschickten Intriganten.“ Und an an-
derer Stelle schreibt er: „An einer Hochschule, die eine
katholische Fakultät hat, ist es eine Plage, die von Lehr-
und Fernreife zu reden.“ Trotzdem mußte Freitische,
wie jeder wahrhaft große Mensch aus diesen Streitig-
keiten für sich Gewinn zu ziehen. „Mir sind diese Ver-
hältnisse sehr lehrreich; ich lerne hier einige Schattent-
eiten des deutschen Lebens gründlich kennen.“ Wegen
seines mannhaften Eintretens für Preußen erwiderten
ihm die kirchlichen Kreise zuletzt die Ausübung seines
Rechtmäßigen immer mehr. Und als am 17. Juni 1806
Baden sich an Oesterreich angeschlossen, geisterte es ihm kein
Gebrauch und seine Ueberzeugung nicht länger, an die
Universität ein Amt zu bekleiden. Er ließ dem Groß-
herzog von Baden in einem persönlichen Schreiben die
Gründe seines Scheidens auseinandersetzen, die dieser voll-
kommen verstand.

Sein Verhältnis zum badischen Hof war das denkbar
beste gewesen. Mehrfach wurde Freitische von dem Groß-
herzog zu Vorträgen nach Karlsruhe eingeladen; er sprach
zum Beispiel über „Washington“ und über „Nicolotti von
der Palz am Hofe Ludwigs XIV.“. Auch darüber, daß
Freitische in den Karlsruhe Archiven Studien zur deut-
schen Geschichte betrieb, hatte er wieder und wieder Ge-
legenheit, die Güte des badischen Hofes kennen zu
lernen.

Es scheint uns, als ob die gerechten Schicksalsmächte
Freitische beim Verlassen badischen Bodens für die Lan-
terkeit seines Kampfes und die Heiligkeit seines Geistes
segnen wollten. „Ich weiß sehr wohl, daß Glück im Her-
zen die sicherste Grundlage ist für ein richtiges Wirken.“
Dieses Glück im Herzen war seine Liebe, die sich, eine Ge-
walt des Himmels, über ihn senkte. Schon am Anfang
seines Aufenthalts hatte das Weiden Emma von Bodmans
seine Seele ergriffen. Die Weigung heigte sich zur ver-
schönernden Flamme, in den Tagen, wo er Freiburg ver-
lassen sollte. „Ich liebe sie mit aller Leidenschaft meines
hellen Mutes.“ Er mußte Klarheit haben, bevor er für
immer von Freiburg schied. Die Freilich war in ihren
Jungfrauen 1806 nicht in der Veispigerstadt angewesen; sie
weilte bei Verwandten in Bad Griesbach im schönen
Henschal. So eilte Freitische zu ihr hinaus. Auf einem
gemeinsamen Spaziergang zwischen den hoch aufragenden
Felsen des Schwarzwaldes schenken die Frauen ihres
Gefühls zusammen und sie schlossen den Bund fürs Leben.
Der Kalender verzeichnete den 18. Juni 1806.
(Fortsetzung folgt.)

Bürokleider

die wenig Punkte Kosten

Im Beruf ordentlich angezogen zu sein, ist eine Aufgabe, der man sich nicht entziehen kann. Wo jemand seine Kleiderart für anders in Anspruch genommen hat, hilft ihm das Selber Schneidern besonders gut weiter. Denn dabei lassen sich, falls man einen günstigen Schnitt wählt, manche Punkte ersparen. Wie nett steht ein einfaches Kleid in kleidamer Farbe mit gedämpftem Westenteil aus, trotzdem es bei dem hier gezeigten Schnitt nur 25 Punkte aus nichtwollenen Stoff beansprucht. Die im Büro stets praktischen Kleider in kariert und einfarbig lassen sich gleichfalls für 25 Punkte herstellen. Wünscht man dagegen ein wollenes Kleid, muß man mehr Abschnitte opfern, aber für zum Beispiel 38 Punkte ist auch das zu schaffen. Ein flottes kariertes Kleid aus nichtwollenen Stoff ist für 25 Punkte gleichfalls wert. Und reizend macht sich ein jugendliches Kalfenkleid, für das 24 Abschnitte der Kleiderkarte genügen.



K 8510 K 8634

Kleid aus nichtwollenen Stoff, 130 cm breit. Erforderlich (Größe III) 2,20 m = 25 Punkte. Grober Ultra-Schnitt K 8510.

Kleid aus wolleten Stoff. Erforderlich (Größe II) 1,75 m und 1,30 m Stoff 92 cm breit = 25 Punkte. Grober Ultra-Schnitt K 8634.

Wollenes Kalfenkleid. Erforderlich (Größe II) 1,95 m Stoff 130 cm breit = 36 Punkte. Grober Ultra-Schnitt K 8625.



K 8625



K 8537 K 8504

Kariertes Bürokleid. Erforderlich (Größe I) 2,05 m nichtwollener Stoff 130 cm breit = 25 Punkte. Grober Ultra-Schnitt K 8537.

Kalfenkleid aus Wolle. Erforderlich (Größe I) 3 m Stoff 92 cm breit = 24 Punkte. Grober Ultra-Schnitt K 8504.

Zeichnungen: Wertstätten der Ultra-Schnitte.

Da lacht der Soldat

Humor aus den Feldzeitungen des Weltkrieges — Wiedererzählt von Otto Doderer

Der Stabsarzt

Im Film des Frontfilms wird der Liebhäber bei einem Duell tödlich verwundet. Der Arzt ist dabei, ihn zu untersuchen. Da ertönt aus dem Kreis der feldgrauen Zuschauer der Ruf: „Mprimantablen — dienstfähig!“

(„Der Champagne-Kamerad“)

„Na, und was fehlt Ihnen?“ — „Ach, Herr Stabsarzt, ich fühle mich gar nicht wohl, meine alte Zuckerkrantheit...“ — „A. v., mein Süßer!“

(„Die Nacht im Osten“)

„Drehen Sie sich um“, sagt der Stabsarzt zu dem Mann bei der Mutterung. Der Mann dreht sich um. „Wenden Sie sich tief!“ Der Befehl wird ausgeführt. „Felddienstaunlich“, sagt der Stabsarzt. Da wendet der Mann von unten herauf den Kopf und meint vorwurfsvoll: „Dös ham's mer nei ins Gesicht sagen können?“

(„Zeitung der 10. Armee“)

Stabsarzt (nach Untersuchung des ersten Musterungspflichtigen): Haben Sie noch besondere Fehler? Erster Musterungspflichtiger: Ich leide häufig an Kopfschmerzen. Oberst (Vorsitzender der Musterungskommission): Ach was, Kopfschmerzen! Ich habe auch Kopfschmerzen, die Soldaten im Feld haben auch Kopfschmerzen, wir alle haben Kopfschmerzen. Schönster Mann — Infanterie!

Stabsarzt (beim Nächsten): Haben Sie sonst welche Fehler? Zweiter Mann: Ich habe ein nervöses Kopfleid, gelegentliche Zustände einer gewissen geistigen Verwirrung. Oberst: Ach was, geistige Verwirrung! Ich... ufm.

(„Der Champagne-Kamerad“)

Im Lazarett

Auskunftsstelle über Verwundete. Herein flattert ein süßes Mädel und wendet sich an die Vorstandsdamen: Ich möchte Herrn Oberleutnant K. besuchen, in welchem Lazarett liegt er? — „Der darf nur Besuch von An-“



Die leidenschaftlichen Herrenfahrer ohne roten Winkel Hans Bühr (M)

gehörigen empfangen.“ — „Ich bin seine Schwester!“ — „So? Ich bin seine Mutter!“

(„Kriegszeitung d. 7. Armee“)

Ein Soldat erhielt während eines Gefechtes einen Schuß in die Verlängerung seines Rückgrates. Er weiß nun nicht, wie er das seiner Braut schönend mitteilen soll und telegraphiert dann folgendermaßen: „Liebe Braut! Schuß in beide Haden erhalten, Gesicht nicht verletzt.“

(„Der Bayersche Landwehrmann“)

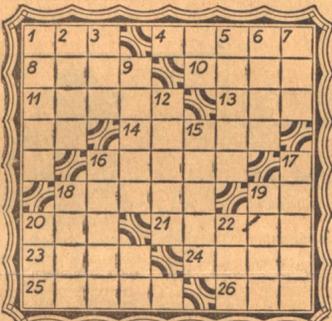
Der Oberarzt eines Reservelazarets, ein bekannter Chirurg, liebt es, sich mit den Ver-

- Rührlücken -

Bilderrätsel



Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1 Kleidungsstück, 4 Schmuckstück, 8 Name, 10 Adressiert, 11 Künstler, 13 weiblicher Vorname, 14 Fingerring, 16 Briefpapier, 18 weib-

wundeten und Kranken zu unterhalten. Bei seinem täglichen Rundgang kommt er an das Bett eines Neuanfänglings, den er u. a. nach seinem Zivilberuf fragt. „Herren- und Damen Schneider“ erhält er zur Antwort, worauf der Arzt lächelnd meint: „Ach, da sind wir ja Kollegen!“

(„Armee-Zeitung d. 2. Armee“)

Immer im Fach

In den Stunden herrliche Ruhe. Aber lange Zeit macht Zeitlang. Der Hauptmann befiel daher:

„Jeder hat sich mit der Fachliteratur seines Berufes weiterzubilden!“

Ein Soldat sprang auf:

„Ich bitte gehoramt um Liebesromane!“

„Als Fachliteratur?“

„Ja, Befehl!“

„Was sind Sie denn?“

„Heiratsvermittler, Herr Hauptmann.“

Aber Vorname, 19 Ausruf, 20 Sababer, 21 Nachkomme, 22 Metast, 23 Schüttaum, 24 Baum, 25 Titel. **En t r e t** 1. 1 Gabe des Gemüts, 2 Gebirge in Rußland, 3 Gebirgssteilung, 4 Ortsveränderung, 5 berühmte Stanzdramen, 6 Stanzform eines weiblichen Vornamens, 7 düstere Name, 8 Reger, 9 alle italienische Stadt und Farbe, 10 giftiger chemischer Stoff, 11 Aufseher, 12 Bestrafter, 13 Brief in der Danksage, 14 geistliche Würde, 22 Beilagsname.

Gefürchtete Waffe

ei — gen — las — lob — luf — ma — ne — rie — ro — ro — ton — se — se — spar — to — to — un

Aus diesen 17 Silben sind 6 Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden: 1 Entzündung, 2 römischer Kaiser, 3 kanadische Provinzhauptstadt, 4 Selbstweiherränderung, 5 weiblicher Vorname, 6 Finanzinstitut.

1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____
6. _____

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhang eines Schreides (es gilt als nur 1 Buchstabe).

Wer hat richtig erraten?

Silberrätsel 1 Bogenschütze, 2 Koffin, 3 Original, 4 Nabel, 5 Irene, 6 Laps, 7 Knoch, 8 Strife, 9 Unteroffizier, 10 Karob, 11 Wanda, 12 Schöner, 13 Welle. — Anfangsbuchstaben: Prost! Neujahr. Endbuchstaben: Silberball. Neujahrspostkarte. Das alte Jahr verfliehet im Strom der Zeit, — Ich sah es freud- und leidvoll mit verabschieden! — Und wieder starrt dich neues Jahr ins Haar; — Du sollst mich nicht und hoffnungsvollig sehen!

Gut gedrückt ist halb gewonnen!

Eine kleine Aufgabe für unsere Stakfreunde

Beim Stakspiel ist mitunter nicht das Blatt entscheidend, das der Spieler auf der Hand hat, sondern dasjenige, das er gedrückt hat, wie aus folgender Aufgabe hervorgeht: Der Mittelhandspieler M. hat auf der Hand die 4 Jungen (Unter), Pik-As, Pik-Zehn, Herz 7, 8 und 9 und Kreuz 7. Im Stak findet er noch Kreuz 8 und 9. Wie drückt er nun, um das beste und völlig unverlierbare Spiel zu bekommen?

Иногда игрок не выигрывает из-за того, что у него хорошая карта, а потому, что он плохо ее играет. В этом случае решающую роль играет не карта, а умение игрока. В приведенной задаче игрок M. имеет на руках 4 юнга (под), Пик-Асы, Пик-Десять, Червы 7, 8 и 9 и Кресты 7. В стак он еще находит Кресты 8 и 9. Как ему играть, чтобы получить наилучшую и совершенно выигранную игру?

Kriegswinterhilfe durch Markensammler

Zum Tag der Briefmarke 1940

Im Gedenken an den großen deutschen Postreformator Heinrich von Stephan wird am 7. Januar, an dem er im Jahre 1831 in Stolp i. P. als Sohn eines einfachen Schneidemeisters geboren wurde, der Tag der Briefmarke von den deutschen Sammlern gefeiert. Er ist diesmal in zweifacher Bedeutung von ganz besonderer Bedeutung: findet er doch im 100. Lebensjahr der Briefmarke, dann aber zum erstenmal unter Kriegsverhältnissen statt.

Das erste Jahrhundert der Briefmarke vollendet sich in wenigen Monaten. Ihr Geburtsstag war der 8. Mai 1840, an dem das erste aufflehbare Wertzeichen der noch heute gebräuchlichen Art an den Postämtern Londons verkauft wurde. Eine ungeahnte Entwicklung hatte damit eingeleitet, die am deutlichsten wird, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in diesen hundert Jahren bis heute rund 85 000 verschiedene Briefmarken herausgegeben wurden und daß man die Zahl der Markensammler in der Welt heute auf mehrere Millionen schätzt.

Der heilloslose Siegeszug dieser nützlichen Erfindung leuchtet uns ferner ein, wenn wir uns an ein paar postgeschichtliche Daten erinnern. Unter dem Eindruck des Erfolges der ersten englischen Briefmarken und ihrer praktischen Brauchbarkeit wurden am 14. 1848 in den Schweizer Kantonen Genf und Zürich und fast gleichzeitig in Brasilien ebenfalls Postwertzeichen herausgegeben. Die erste deutsche Marke erschien am 1. November 1849 in Bayern, dessen schwarze 1 Kreuzer mit ihr vor kurzem dem 90. Geburtsstag feiern konnte. Diesem Beispiel folgten 1850 Preußen, Sachsen und Hannover. Die übrigen altdeutschen Staaten schlossen sich in kurzen Abständen an, und bald hatte sich dieses kleine und bescheidene, doch so

zweckmäßige und bedeutsame Papierflächchen die ganze Welt erobert. Die deutschen Sammler finden sich auch in diesem Jahre wieder überall zum traditionellen Tag der Briefmarke zusammen, obwohl er heute im Zeichen des Krieges steht. Neben Ausstellungen, landlichen Vorträgen, Markenverlosungen, Sonderempfehlen und Postpostkarten, philatelistischem Gedanken- und sonstigem Austausch hat der Tag diesmal insofern ein besonderes Gepräge, als die Sammler es sich zur Aufgabe gemacht haben, durch Vertrieb, eifrigen Kauf und grundsätzliche Verwendung der neuen Wohltätigkeitsmarken mit den schönen Ansichten aus deutschen Gauen ihr Scherlein zum Kriegswinterhilfswerk des deutschen Volkes beizutragen. Nach den früheren Erfahrungen darf als sicher angenommen werden, daß diesem Zweck auch jetzt wieder erhebliche Summen zugeführt werden können.

Diese einnehmende Befensart der Briefmarke hat in treffender Weise iobsen Reichspostminister D. n e j e r g e umschrieben, wenn er in einem Geleitwort an die große deutsche Sammlerorganisation, den Reichsbund der Philatelisten, u. a. ausführt: „Der Tag der Briefmarke 1940 steht im Zeichen des Kriegswinterhilfswerkes des deutschen Volkes. 90 Jahre sind seit der Einführung der Briefmarken in Deutschland dahingegangen. Als einfaches und praktisches Mittel zur Entlastung des Verkehrs war sie von Anfang an geschätzt. Ausgleich war sie ein sichtbares Zeichen der Verkehrsvereinfachung und ein Sinnbild der Befähigung der Kleinrentner und Pensionäre. Im Wandel der Jahrzehnte ist die Briefmarke heute weit über ihre enge Zweckbestimmung hinaus zum Ausdruck des Geistes und der Geschichte ihrer Zeit geworden. Zahlreiche Marken ausgaben der neueren Zeit künden von der

gewaltigen Aufbaubarbeit im Reiche des Führers, vom Antik des nationalsozialistischen Deutschlands, von den großen Leistungen der Technik, von der Pflege von Kunst und Wissenschaft und dem Wirken der Partei. Damit vermitteln die Briefmarken Millionen von Volksgenossen die Bedeutung und Größe der heutigen Zeit. — In ernster Zeit vereint der Tag der Briefmarke alle Markenfreunde auch zum inneren Erleben unseres Zeitgeschehens. Möge er dazu beitragen, das Band der Einheit unseres Volkes noch enger zu schließen, das Verständnis für deutsches Wollen und Schaffen zu vertiefen und die nationalsozialistische Hilfsbereitschaft zu härten.“

Neben solchen Gesichtspunkten, die heute der Briefmarke das Interesse weitestgehend sichern, sind es einige andere ideale und erzieherische Werte, die die große Volkstümlichkeit der Markentunde erklären. Sie sind einmal kurz und treffend von einer Jungsammler-Vereinigung ausgedrückt worden. Das Briefmarkensammeln, so hieß es da, schärft das Anschauungsvermögen, belebt die Phantasie, bildet Geschmacks- und Schönheitsinn, fördert Ordnungsliebe und Heimsinnlichkeit und schafft Genuß. Ferner werden Kenntnisse aus Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Technik, Volkswirtschaft, Kunst, Wappenkunde, Währungsweisen ujm. beigebracht und die Erlernung fremder Schriftzeichen vermittelt.

Fragt man noch hinzu, daß die Beschäftigung mit Briefmarken des älteren (soar von Kindern) als wirksames und nervenberuhigendes Mittel der Ablenkung, Zerstreuung und Erholung empfohlen worden ist und daß ferner eine gutgeleitete Sammlung — abgesehen von ihrem Bildungswert — auch einen gewissen und zumellen erfreulich wachsenden materiellen Wert darstellt, so erkennt man hier ein Betätigungsfeld für unsere Markensammler, auf dem sich in liebenswürdigster und vorteilhaftester Weise das Angenehme mit dem Nützlichen verbindet. M. Witzner.

Herr und Frau Spießer

sind noch nicht ansgehorben

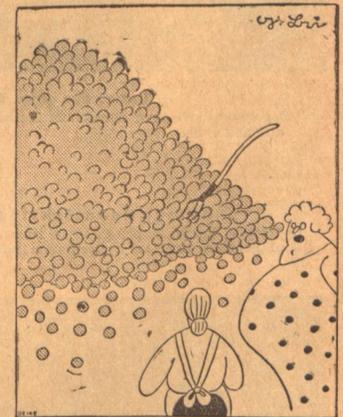
Hier stellen wir sie euch heute vor: Herrn und Frau Spießer, Menschen, die nicht gern etwas von der inneren Front hören, immer nur an ihren Vorteil denken und bereit sind, ihren Eigennutz auf Kosten anderer durchzusetzen. Seht sie euch an, und wenn ihr sie irgendwo draußen im Leben trefft, dann lacht sie aus.



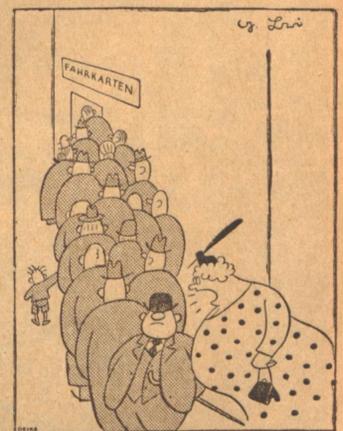
Im Zoo „Soll das eine Anspielung sein, Herr Väter?“



Haben Sie ein Entfettungsmittel, das aber nicht den guten Appetit beeinträchtigt? (Zeichnungen: Brinmann)

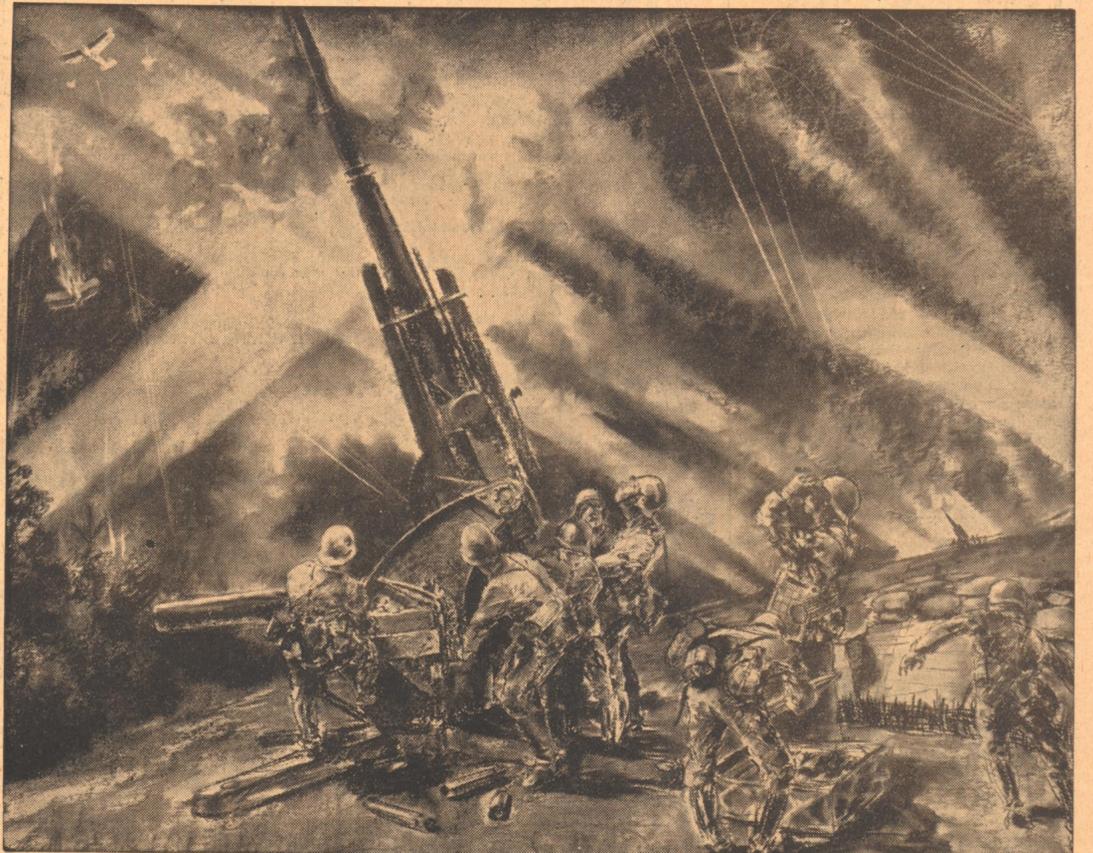


„Gewiß, wir haben genug — aber mein Mann und ich ärgern uns immer wieder, daß es Kartoffeln nicht auf Marken gibt!“



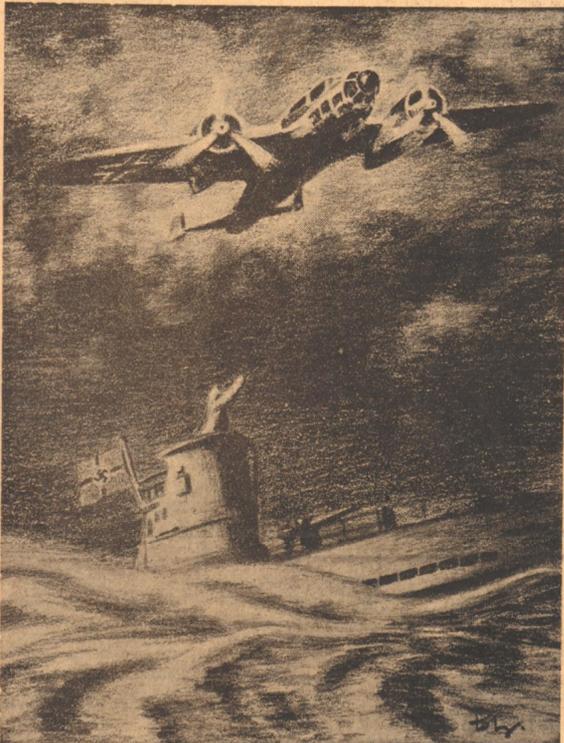
„Auf alle Fälle stellen wir uns mit an, trgendetwas wird es schon geben!“ (Zeichnungen: Brinmann)

Zeichner sehen den Krieg



Deutsche Flakartillerie im Nachtgefecht

Zeichnung von Georg Solon (M.)



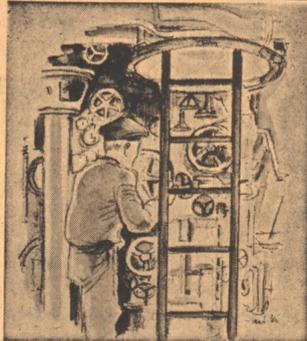
Gemeinsam gegen Engelland
Begegnung zwischen deutschem Aufklärer und deutschem U-Boot auf hoher See
Zeichnung: Boentgen

Bei unseren U-Booten

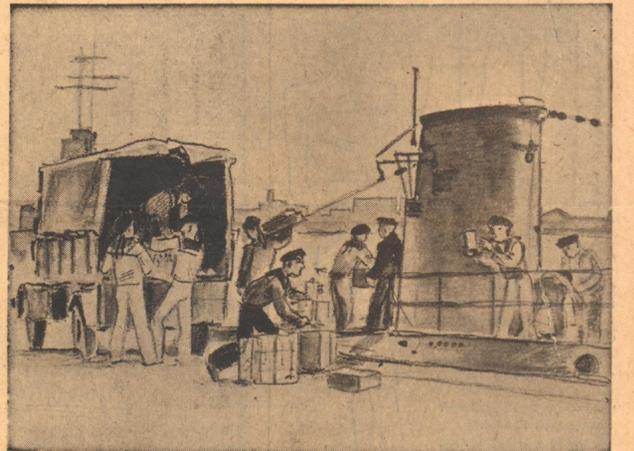
Zeichnungen aus einem U-Boot-Stützpunkt unserer Kriegsmarine. Von Friedrich Pruß von Zglinicki



Oben: Der Kommandant beobachtet während der Unterwasserfahrt durch das Schrohr, das „Auge“ des Unterseebootes

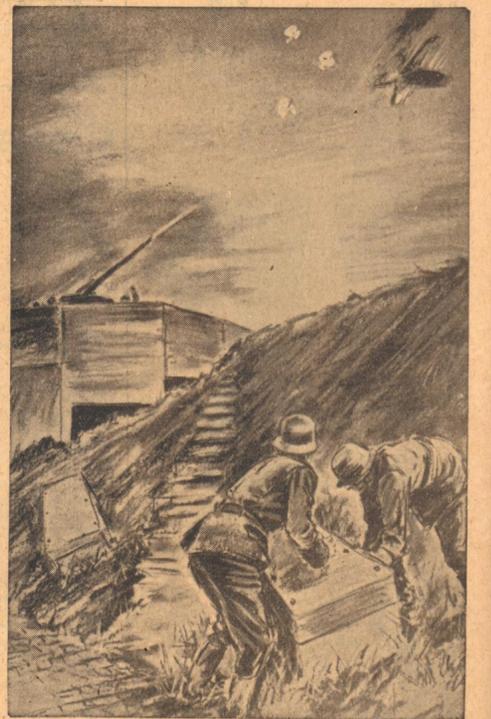
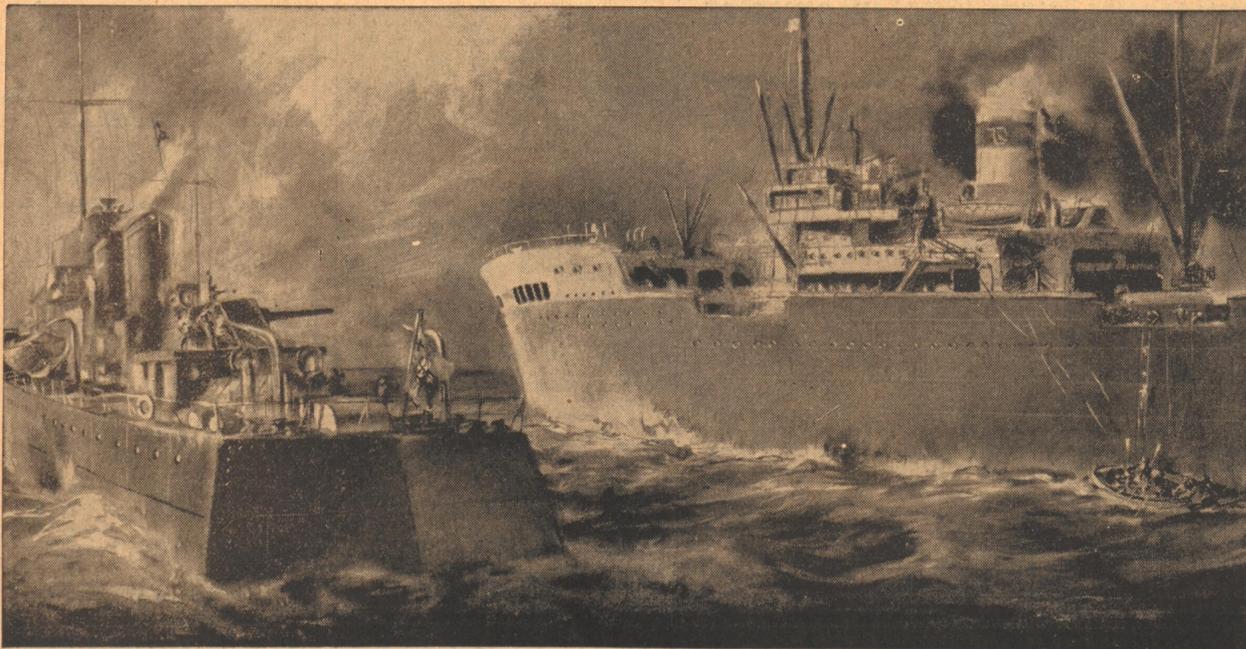


Links: Teilansicht der Zentrale. Ein Matrose bedient eines der zahlreichen Handräder. Im Vordergrund das Luck und der Niedergang vom Kommandoturm
Scherl-Bilderdienst (3)



Bei der Proviantübernahme kurz vor dem Auslaufen zur Fernfahrt

Unten: Handelskrieg im Skagerrak
Deutscher Zerstörer bringt einen Dampfer auf, der Banngut für England geladen hat. Das Preiskommando geht an Bord
Zeichnung von Georg Solon



Abschuß durch Küstenflak
Unsere Küstenflak ist ständig auf der Wacht, um jeden feindlichen Einflug von der See her abzuwehren.
(MPK-Treff-Scherl-M.)